



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Zigeuner und ihre Sprache.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Zigeuner und ihre Sprache.

Die Zigeuner in Europa und Asien von Dr. A. F. Pott. 1. Theil: Einleitung und Grammatik. 2. Theil: Einleitung über Gaunersprachen. Wörterbuch und Sprachproben. 1844—45. Halle. C. Heynemann.

In Heft 7 der Grenzboten wurden die abenteuerlichen Fahrten des Zigeunerapostels Borrow und seine schriftstellerische Thätigkeit kurz skizzirt, es möge hier Einiges über die Arbeiten eines deutschen Gelehrten folgen, welche ein interessantes historisches Räthsel seiner Lösung nahe gebracht haben. Im nächsten Heft soll die Besprechung einiger neuen Abhandlungen über die Zigeuner, und eine kurze Zusammenstellung der letzten Ermittlungen den Schluß bilden.

Seit J. C. C. Rödiges im Jahr 1777 als Erster die Ansicht aussprach, daß die Zigeunersprache mit den indischen Sprachen verwandt sei, und seit Gressman 1783 sein bekanntes Buch über die Zigeuner herausgab, wurde das Interesse der Gelehrtenwelt für den räthselhaften Volksstamm rege, und man erkannte die Möglichkeit, aus der Sprache der Zigeuner etwas Sicheres über ihre frühere Vergangenheit, von welcher sie selbst so gut wie Nichts wußten, zu ermitteln. Man sammelte Wörter und Beobachtungen über dieses Volk aus den verschiedensten Theilen der Erde: aus Persien, Syrien, Aegypten, aus fast allen europäischen Ländern kamen Notizen und Wörterverzeichnisse. Am fleißigsten war man auch in diesem Zusammentragen bei uns in Deutschland: Zippel, Bischof, Graffunder und Andere, in Böhmen Buchmayer. In Spanien beobachtete der feurige, aber nicht immer zuverlässige Borrow, in England am besten Harriot. Fast in jedem Land fanden die Zigeuner Berichterstatter, nur gerade aus Ungarn und der Türkei, wo die Zigeuner noch heute am zahlreichsten und selbstständigsten leben, fehlen gute Beobachtungen. Aber wie groß auch der äußere Umfang des gesammelten sprachlichen Materials war, es war eine wüste Masse, an welche Ordnung und Licht zu bringen, längere Zeit unmöglich schien. Denn trotz der zahlreichen Sammlungen war der erworbene Wörternvorrath doch keineswegs sehr groß, die Schreibung sehr ungenau, die Aussprache sehr unsicher. Die Sprache der Zigeuner selbst ergab sich beim ersten Blick als verwildert, durch das elende Leben des Volkes zerbrockelt, mit allen möglichen fremden Wörtern gemischt. Wer in den Wust Ordnung bringen sollte, der mußte nicht nur den Sprachschatz aller Völker, unter denen die Zigeuner umhergeirrt sind, übersehen, um das Fremde aus ihrer Sprache auszuschneiden, er mußte nicht nur die Sanskritstämme der Wörter erkennen, um das Alte festzustellen, sondern er mußte auch die vorderindischen Töchersprachen des Sanskrit, die Defiguration und Umbildung der alten indischen Sprache und die zahllosen indischen Dialekte der neuern Zeit verstehen, so weit dies der Wissenschaft überhaupt gelungen ist, und außerdem

mußte er eine Ausdauer und Arbeitswärme haben, wie sie außer Deutschland selten gefunden wird. Es fand sich ein Mann, der diese Eigenschaften in hohem Grade besaß, und es wird ziemen, ihn selbst vorzuführen, bevor seine Entdeckungen auf einem merkwürdigen Gebiete das Interesse des Lesers in Anspruch nehmen.

August Friedrich Pott wurde den 14. November 1802 zu Nettelrede, einem Dorfe des hannöverschen Amtes Lauenau, wo sein Vater Prediger war, geboren, verlor in früher Jugend seine Aeltern, besuchte das Gymnasium zu Hannover, von 1821—1823 die Universität Göttingen, war von 1823—1827 Collaborator am Gymnasium zu Celle, ging von da nach Berlin, um unter Bopp Sanskrit zu studiren, habilitirte sich dort, und wurde unmittelbar nach dem Erscheinen seines bedeutenden Werkes: „Etymologische Forschungen“ im Herbst 1833 außerordentlicher, 1839 ordentlicher Professor der allgemeinen Sprachwissenschaft zu Halle, wo er noch jetzt lebt. Einfach und in regelmäßigem Verlauf gestaltete sich sein äußeres Leben, wie bei den meisten deutschen Gelehrten, merkwürdig bewegt aber und vielseitig war seine gelehrte Thätigkeit, und wol läßt sich sagen, daß es wenig Menschenseelen giebt, deren Thätigkeit in so auffallenden, seltenen und ungewöhnlichen Stoffen mit solcher Wärme, Ausdauer und Gelehrsamkeit sichtbar geworden ist. Er ist darin dem kühnsten Reisenden und dem wagehalsigsten Abenteurer zu vergleichen, dessen Lebensgeschichte und Reiseberichte jemals von seinen Zeitgenossen mit Staunen und Bewunderung vernommen wurden.

Möge der bedeutende Gelehrte nicht zürnen, wenn dieses Blatt gerade seine Thätigkeit benützt, um den Lesern an einem Beispiel zu zeigen, was eine deutsche Gelehrtenseele von ihrer Studirstube aus für merkwürdige und höchst fruchtbare Reisen in fremde Länder und längst vergangene Zeiten zu machen versteht. Und wohl gemerkt, was er gearbeitet hat, sind nicht flüchtige Einfälle, leichtsinnige Combinationen und glänzende, aber unsichere Perspektiven; sondern überall ist festes, solides Detail; genaueste Verarbeitung von Einzelheiten, liebevolles Vertiefen auch in das scheinbar Kleine und Fernliegende, überall eine stupende Gelehrsamkeit und ein eiserner Fleiß.

Um von solcher Thätigkeit wenigstens eine Vorstellung zu geben, seien hier seine gelehrten Arbeiten, die Früchte einer etwa 20jährigen literarischen Thätigkeit, aufgezählt:

Außer zahlreichen Recensionen in den Berliner und Halle'schen Jahrb., in der Allg. Lit. Zeit., die von ihm mehrere Jahre mit redigirt wurde, in der Kieler Monatschr., in Brockhaus Bl. f. lit. Unterh., und außer zahlreichen Abhandlungen in den von Lassen, Höfer, Aufrecht-Ruhn redigirten Zeitschriften, so wie in der Ztschr. der deutsch-morgentl. Gesellsch., in Ersch' und Gruber's Encyclopädie u. s. w., und außer einer Promotions-Dissertation von 1827, in der er den Versuch machte, die räumlichen Bezie-

hungen, welche in der Sprache durch die Präpositionen ausgedrückt werden, auf den Würfel zurückzuführen und aus dessen Raumverhältnissen zu erklären, hat er Folgendes geschrieben:

1. Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen, mit besonderem Bezug auf die Lautumwandlung im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen, Litauischen und Gothischen. Lemgo, 1833. 1836. 2 Bde. 8. Sein Hauptwerk, welchem er seinen soliden Ruf als Sanskritaner verdankt. Er faßte darin, wie Bopp die grammatische, so vorzugsweise die lexikalische Seite des indogermanischen Sprachstammes vergleichend ins Auge, und nahm vorzüglich Rücksicht auf eine der wesentlichen Grundlagen wissenschaftlicher Etymologie, die Gesetze, innerhalb welcher sich die Lautwandlung in verwandten Sprachen bewegt.

2. Die lateinische Abhandlung: *De Lithuano-Borussicae in Slavicis Letticisque linguis principatu* Comm. Hal. Sax. 1837. 4., wozu sich 1844 ib. ein zweites Heft gesellte. Der Hauptzweck dieses Werkes war, die sog. Lettischen Sprachen, Lithauisch und Lettisch sammt dem ausgestorbenen und nur noch in Katechismen erhaltenen Preussisch, gegen Thunmann u. A. von dem Vorwurfe zu befreien, als ob sie ein bloßes Gemenge von Germanisch, Slavisch und Finnisch seien, und dagegen die hohe alterthümliche Schönheit und Vollendung ihres Baues hervorzuheben, im Gegensatz zu ihren, in diesem Betracht mehr verfallenen nächsten Aunverwandten, den slavischen Idiomen, das alte Kirchen-slavisch nicht ausgenommen, ja zu allen übrigen noch lebenden Sprachen indogermanischer Abkunft. — 3. „Indogermanischer Sprachstamm“, ein 14 Bogen füllender Artikel in Ersch' und Gruber's Encyclopädie, welcher den edelsten aller Volksstämme der Erde in seiner durch die Sprachwissenschaft erkannten großen Ausdehnung ethnographisch zu umgrenzen und seiner Wichtigkeit nach zu schildern sucht. — 4. „Kurdische Studien“ von 1839 ab in Bd. III. u. ff. der Lassen'schen Ztschr. f. Kunde des Morgenlandes. Allerdings fanden sich bei der von Pott gemeinschaftlich mit Rödiger geführten Untersuchung über die Sprache der Kurden in dieser Sprache keine Andeutungen mehr von den Resten der vor Jahrtausenden verschollenen Sprache der Assyrer, was den Herren wahrscheinlich große Freude gemacht hätte, aber es wurde doch das Resultat festgestellt, daß das Kurden-Idiom eine dem Neupersischen nah verwandte, nur in seinen Formen noch mehr deteriorirte Sprache sei, ein Gewinn, den Karl Ritter in seiner Geographie wohl gewürdigt hat. Bei dieser Gelegenheit veröffentlichte Pott auch die Sammlung und Erklärung vieler orientalischen, der Naturgeschichte angehöriger Benennungen von größtentheils officinellen Gegenständen. Ein Aufsatz Pott's in der Höfer'schen Zeitschrift bespricht sehr interessant und liebenswürdig eine Unzahl von Benennungen des Elephanten, auf dessen historische Bedeutung A. W. v. Schlegel zuerst

aufmerksam gemacht hatte. — 5. Es folgte das oben angeführte Werk über die Zigeuner, auf welches sogleich näher eingegangen werden soll. Die Abhandlung über die europäischen Gainersprachen, welche den zweiten Theil einleitet, ist ein vortrefflicher Excurs und voll von feinen psychologischen Bemerkungen. Für die große, auf einen kleinen Gegenstand gewandte Mühe wurde der wackere Mann wenigstens durch Verleihung des vom Grafen Volney gestifteten linguistischen Preises der Pariser Akademie belohnt und getröstet. An dieses Werk schließt sich noch ein Aufsatz über die Zigeuner in Syrien, in Höfer's Ztschr. f. d. Wiss. der Sprache Bd. I. 1846. S. 175—186, und ein anderer in Ztschr. der deutsch-morgenl. Gesellsch. Bd. III. S. 321—335, unter Anderem Zigeuner-Lieder aus Ungarn enthaltend. — 6. In seinem Buche: „Die quinare und vigesimale Zählmethode bei Völkern aller Welttheile. Nebst ausführlicheren Bemerkungen über die Zahlwörter indogermanischen Stammes und einem Anhang über Fingernamen. Halle 1847. 8.“ war seine Absicht, darzulegen, wie sich die bei den verschiedenen Völkern üblichen Zählmethoden, nicht blos die gewöhnlichste und normale, d. h. die decimale, sondern eben so auch die von ihr abweichenden, sämmtlich auf die Hand und die Zahl der Finger, öfters freilich noch mit Einschluß der nicht weniger achtbaren Zehen, zurückführen lassen. Während nämlich die, außer Europa zerstreut in allen Welttheilen vorkommende quinare Zählmethode nur eine Hand abzählt, und schon von da ab die höheren Zahlen mittelst der vier Species (z. B. $5 + 1$, $5 + 2$; $10 - 2$, $10 - 1$; 2×4 ; $100 : 2$) durch zusammengesetzte Ausdrücke weiter bildet, und während wir bei unsrer decimale Zählung dies erst von 10 ab, dem Ergebnis der Finger zweier Hände thun, — so gehen andere Völker noch über unser System hinaus, nehmen zu den Fingern beider Hände auch noch sämmtliche Fuß-Ausläufe hinzu, und gruppieren höhere Einheiten nach Zwanzigern, oder, wie sich viele ungebildete Völker gar nicht uneben ausdrücken, nach „Menschen“, welches Wort hier als Collectiv-Begriff für Hände und Füße gebraucht wird, z. B. $20 \times 2 = 40$; $(20 \times 2) + 10 = 50$; 4×20 (frz. quatre-vingt) = 80; $5 \times 20 = 100$; $6 \times 20 = 120$ u. s. f. Ein nahe liegendes Beispiel ist das der Franzosen und nach keltischer Tradition der Dänen. Außer Europa giebt es aber der Beispiele in allen Welttheilen. So heißt z. B. im Grönländischen die Zahl 59 etwas weitläufig, aber gemüthlich: inuit pingasut nãvdlagit, atausek inordlago, wörtlich: drei Menschen zu Ende bis auf eins, d. h. dreimal zwanzig weniger eins u. s. w. — 7. In die Ztschr. der deutsch. morgenl. Gesellsch. schrieb Pott Bd. II. S. 5—25, 129—158 die Abhandlungen: „Verwandtschaftliches Verhältniß der Sprachen vom Kaffer- und Kongo-Stamme unter einander,“ ferner Bd. V. S. 405—412 u. s. w. Er half hier die große Entdeckung feststellen, daß es südlich vom Aequator in Afrika nur zwei wesentlich verschiedene Sprachstämme, den noch wenig erforschten der Hottentotten, und einen zweiten giebt, welcher

im Gegensatz zu den Endungen unsrer Sprachen durch Präfigirung (Vorheftung) der grammatischen Beziehungen sich charakteristisch auszeichnet. Das ist der, nach den hervorragendsten Völkern, den kriegerischen Kaffern und den Kongo-Regern im Westen benannte, über ungeheurere Flächen verbreitete Stamm. — 8. Seit 1844 (N. L. Z. Aug. Nr. 204 ff. und in mehreren späteren Artikeln) ist er mit Leo in eine Controverse verwickelt: „Die malbergische Glosse keltisch oder germanisch?“ und in eine andere kleinere Controverse über die Abkunft der Galloren, welche Leo ebenfalls durchaus zu Kelten machen wollte. Pott trat dem keltischen Ursprung der Glosse und den hieraus für das Salische Gesetz der Franken gezogenen Folgerungen, später unter Jacob Grimm's Beistand, wie auch der gegen die Ahnen der Galloren erhobenen Beschuldigung kräftig entgegen. Aus einem ernstern Studium des jedenfalls sehr corrupten Lateins, worin jenes Gesetz in verschiedenen Bearbeitungen vorliegt, ergab sich ihm der Schluß, daß uns in dieser Art Latein bereits ein Uebergang zu der spätern Romanisch = Französischen Sprachform entgegentritt, die sich aus dem niedrigen Latein des Volkes, wie es namentlich die Römischen Legionen sprachen, hervorbildete. Siehe hierüber zwei Aufsätze, den einen in Höfer's Zeitschr. III. S. 113—165, den andern „Plattlateinisch und Romanisch“ in der sprachwiss. Zeitschr., welche Aufrecht und Kuhn herausgeben, Bd. I. S. 309—350, 385—412. So schließt sich die bisher angenommene Kluft zwischen dem Latein und dem Französischen in seiner neueren Gestaltung, wie es seit dem 9. und 10. Jh. (s. Diez, altrom. Sprachdenkm. Bonn, 1846.) auf uns gelangt ist, durch nachgewiesene „Romanische Elemente in der lex Salica“ wenigstens enger zusammen.

Das Werk Pott's über die Zigeuner stellt mit einem bewunderungswürdigen Fleiß und Scharfsinn die Grammatik und den Wörtergehalt der Sprache dar, überall an die verwandten Sprachen anknüpfend, die fremdartigen eingemischten Sprachtrümmer bloslegend, die originellen Wandlungen des Zigeuneridioms verfolgend. Die bedeutendsten Resultate des Buches sind ungefähr folgende:

Die Zigeuner Mundarten aller Länder, von denen uns Kunde zukam, erweisen sich trotz der starken und seltsamen Einwirkung fremder Sprachen in ihrem innersten Grunde als einig und gleichartig. Sie bilden eine besondere, mit den Gainersprachen oft verwechselte, aber von diesen völlig verschiedene Volkssprache.

Diese Volkssprache wurzelt in den Volksidiomen des nördlichen Vorderindiens, und gehört, trotz ihrer Entartung und Verworfenheit, doch ihrem Geschlecht nach zu den Töchter Sprachen des stolzen Sanskrit.

Sie hat jedenfalls den Charakter erst einer jüngern indischen Formation. Die Anlage zu ihrer jetzigen Form wurde sicher bereits aus dem Stammlande mitgebracht; viele neue Wörter sind später eingedrungen, und die Sagbildung hat unter den fremden Einwirkungen die größten Aenderungen erfahren, aber die Bil-

ding und Flexion der Wörter selbst sind in ihrer Hauptsache vor der Einwanderung so gewesen, wie sie jetzt erscheinen. Daher ist die Auswanderung der Zigeuner aus Indien nicht zu hoch in der Zeit hinaufzurücken. Die ursprüngliche Gleichartigkeit der Zigeunersprache ist selbst aus den verschiedenartigen Umwandlungen, welche dieselbe in den vielen Ländern erfahren hat, deutlich zu erkennen. Sie erscheint als die Mundart eines einzigen und besonderen indischen Stammes. Die Zigeuner sind demnach nicht die Nachkommen eines Gemisches indischer Völker oder gar einzelner niedriger Kasten Indiens, sondern die Enkel eines bestimmten Volksstammes. Der Zigeuner nennt überall sich selbst: rom der Mann, den Abendländern gegenüber auch caló, der Schwarze, sein Weib romni, seine Sprache romany tshib. Die Namen, welche sein Stamm in den verschiedenen Ländern erhalten hat, sind sehr zahlreich und verschieden.

Die Zigeunersprache ist ihrem Ursprung und innern Bau nach eine echte Tochter des vornehmen Sanskrit, aber sie ist eine Bettlerin und Diebin geworden seit vielen Jahrhunderten, sie hat sehr Vieles verloren von ihrer Schönheit, ihrem Schmuck und ihrer Aehnlichkeit mit Mutter und Schwestern; dafür hat sie fast in jedem Lande, wo das Volk auf seiner Irrfahrt verweilte, einzelnes Fremde für sich gestohlen, und ihr Kleid erscheint beim ersten Anblick mit den Lappen aller Völker überdeckt, so daß nur hier und da die alten, echten Goldfäden noch sichtbar sind. Doch ist genug geblieben, was der Forschung würdig ist. Allerdings hat der Stamm einen großen Theil seiner eigenen Wörter verloren, zunächst solche, welche auf Vorstellungen und Anschauungen beruhten, die in den fremden Ländern, in dem kleinen armseligen Leben sich zu erhalten keine Gelegenheit hatten. Der Rom hat den indischen Ausdruck verloren für den Papagei, den Elephanten und Löwen, für den Tiger und die Königsschlange, aber den Zucker gulo, die Seide pahr, die Weintraube drakh nennt er noch mit ihren indischen Namen, und den Wein wohl nach dem Persischen. Ja, er hat auch zu vielen ihm immer geläufigen Bezeichnungen von Naturgegenständen das indische Wort verloren, er weiß den Sperling nicht mehr indisch zu nennen, keinen Fisch und fast keine Pflanze; allerdings aber viele große und kleine Thiere, unter den anderen auch dschu, die Maus. In allen Ländern aber boten sich ihm andere Vorstellungen, Bilder und Anschauungen dar, und zu faul und zu sorglos, für dieselben eigene Wörter zu bilden, nahm er die Wörter jeder fremden Sprache an, indem er sie nach dem Drange seiner Zunge ein wenig zurichtete. Dazu kam, daß die Zigeuner selbst in Banden, ohne festen Zusammenhang unter die verschiedensten Völker zersplitterten, so daß auch ihr erhaltenes Eigenthum nicht allen gemeinsam blieb, und in jedem Lande ein eigenthümliches Zigeuneridiotum entstand, in welchem sich alte Erinnerungen mit der Sprache des Landes auf originelle Weise vermischten. Am meisten geschah dies in Spanien, wo die Caló's eine längere und größere nationale Selbstständigkeit bewahrten, als irgendwo in Europa, und doch die eigenen

Flexionen fast ganz über den spanischen vergaßen. Die Erforschung des eigenthümlichen Sprachgutes der Zigeuner wird durch diese verschiedene Entwicklung sehr erschwert, denn es ist nöthig, die Zigeunersprache aller Länder neben einander zu halten, überall das Fremde wegzuschneiden und das oft sehr verunstaltete Echte herauszufinden, denn auch vieles Eigenthümliche hat sich in einem Lande erhalten, was in dem andern untergegangen ist. Dazu kommt ferner, daß der Rom sehr bald ein großer Dieb wurde, und fast überall außer der gewöhnlichen Landessprache auch die Sprache der Wissenden in demselben, den Diebsdialekt, sich aneignete. Ueberall hat er eine außerordentliche Gewandtheit gezeigt, die Landessprache zu lernen, und überall hat er, als Freund und Vertrauter der nationalen Diebe, in freundlichem Austausch Wörter ihres Jargons angenommen und ihnen von seinem Sprachschatze mitgetheilt. In Deutschland versteht er Rothwelsch oder Jenisch, in Böhmen die Hantyrka, in Frankreich das Argot, in England den Slang, in Spanien die Germania. So sind die Zigeunerdialekte gegenwärtig sehr von einander verschieden, und es wird schwer, der Behauptung von Borrow zu glauben, daß die Zigeuner der ganzen Erde einander, trotz der langen Trennung, noch mit Leichtigkeit verstehen, wenn er auch erzählt, daß er selbst als englischer Rom sowohl von russischen Zigeunermädchen, als von den spanischen Gitanos verstanden wurde.

Die Auflösung einer Sprache durch das übermächtige Einwirken einer andern geht nach bestimmten Gesetzen vor sich. Zunächst dringen die fremden Wörter in Massen ein, weil die fremde Cultur imponirt; dann wird die Satzbildung der Fremden angenommen, weil der Geist des Volkes sich gewöhnt, nach der Methode der Fremden zu denken und zu sprechen; und zum dritten werden die eigenen Flexionen in Declination und Conjugation vergessen, weil das nationale Sprachgefühl schwindet. Und zuletzt werden auch die alten Wortstämme und Wortbildungen unverständlich, das nationale Leben hört ganz auf, und die Individuen behalten in der neuen Sprache nur dunkle und unsichere Erinnerungen an die alte Methode der Empfindung und des Ausdrucks. So lange die angeborenen Flexionen bestehen, ist die alte Sprache trotz aller Corruption als lebendig zu betrachten, weil sie ein originelles Seelenleben der Individuen hervorbringen hilft; verschwinden aber diese Flexionen, so ist die Sprache nur noch ein Trümmerhaufe, ein verwitterter Organismus, dem zerfressenen Felsblock ähnlich, welcher in Grus und Sand auseinanderfällt. Die Zigeunersprache hat die erste und zweite Stufe der Auflösung überall durchgemacht, in Spanien auch die dritte.

Es ist schwer, in gedrängter Darstellung eine Uebersicht über den Bau und die gegenwärtige Physiognomie der romani tschib zu geben, zumal deswegen, weil diese Sprache bei ihrer Zerfahrenheit ihre Laute in unsren Schriftzeichen nur schwer und sehr unvollkommen fixiren läßt. Sie ist nicht durch Schrift geregelt, und die verschiedenartigste Aussprache derselben Wörter und Endigungen hat gleiche Berechtigung.

Nur mit größter Vorsicht darf man nach Analogie der indischen Dialekte die ihnen am nächsten stehende Aussprache und Schreibung für die richtige oder ursprüngliche halten.

Die Laute der Sprache haben noch jetzt viel von indischem Wesen. Die Zisch-, Hauch- und Kehllaute des Sanskrit lassen sich fast alle deutlich erkennen; aber auch die Vocale haben eine originelle Aussprache und bilden häufig für einen Fremden schwer auszusprechende Doppellänge. Der Klang der Sprache ist grazios und musikalisch, sie wird mit einem gewissen zierlichen Anstand gesprochen, den der sprechende Zigeuner mit Behagen zu empfinden scheint. Die Wortbildung ist ziemlich dürftig geworden. Jene kräftige Wandlung der Wörter bei den ältern indogermanischen Sprachen, wo der Stamm selbst bei Ableitungen, in Declination und Conjugation, Veränderungen zumal seines Vocales erfährt und die neuen Wörter plastisch bilden hilft, ist fast ganz verloren. Die Endungen, welche aus den Stämmen die abgeleiteten Wörter, die verschiedenen Casus und Zeiten bilden helfen, haben den Charakter von Suffixen angenommen, welche schlotterig an dem mageren Körper der alten Wörter hängen. Mit großer Dreistigkeit werden einzelne fremde Bildungssylben an einheimische Wörter gehängt, noch dreister und kindischer alte Bildungssylben an fremde, gestohlene Wörter, z. B. neben dem indischen kamava ich will, freuderwaha ich freue mich.

Bei den Substantiven hat die Sprache doch noch besondere Ableitungssylben für abstracte Begriffe. An zusammengesetzten Wörtern ist sie nicht reich, sie verbindet oft, statt zu componiren, das Adjectiv nachlässig mit dem Substantiv, z. B. Gänsebraten: papin pekki Gans gebraten.

Die Zigeunersprache unterscheidet an ihren Substantiven und deren Gefolge zwei Geschlechter, das Neutrum hat sie verloren. Dagegen ist der feine Sinn für den Unterschied zwischen dem Lebendigen und Leblosen nicht aus der Sprache verschwunden. Er äußert sich darin, daß die Wörter, welche vernünftige und belebte Wesen bezeichnen, im Accusativ eine besondere Form erhalten, während bei leblosen Dingen, oder solchen, deren Leben wenig Imponirendes hat, der Accusativ dem Nominativ gleich ist. Z. B. me dava totte tschirikles ich gebe dir den Vogel, aber me dava tottei kakevvi (fem.) ich gebe dir den Kessel. Derselbe Unterschied wird im Marattischen und Hindustani gemacht.

Die Substantive begleitet zuweilen ein Artikel, welcher beide Geschlechter unterscheidet, aber sorglos und unordentlich gebraucht wird.

Die Declination der Substantive hat, wie in mehreren anderen indischen Dialekten, keinen Genitiv; an seiner Stelle wird im Sate zu dem regierenden Worte das Adjectiv gesetzt, statt: „das Wort Gottes“ sagt der Zigeuner: das göttliche Wort. Während aber das Freiheitsgefühl des Zigeuners diesen Casus der directen und unbedingten Abhängigkeit vernichtet hat, besitzt er mehrere Casus zur Bezeichnung der Abhängigkeitsverhältnisse, welche wir durch Präpositionen ausdrücken, zwei Dative, und außerdem Ablativ, Locativ und Instrumentalis.

Die Adjective erhalten, wie der Artikel und die Zahlen, in den Casus nur dürftige Flexion, die Casus obliqui und der Plural werden bezeichnet. Ein Comparativ ist vorhanden: -ter, nach dem Sanskrit: -tara; der Superlativ fehlt. Aus den Adjectiven werden Adverbia durch die angehängte Endung -es gebildet.

Der gegenwärtige Zustand der Pronomina ist charakteristisch für die Existenz des Volkes. In den persönlichen und possessiven haben sich uralte Stämme zum Theil in schönen Formen erhalten, z. B. me ich, man mich, miro, s. miri mein. Die demonstrativen Pronomina und die dazu gehörigen Adverbia sind zahlreich erhalten; ein Volk, welches im Freien, in so inniger Verbindung mit der gegenständlichen Natur lebt, unterscheidet genau die verschiedenen Entfernungen der sichtbaren Gegenstände von dem Sprechenden, und der räumliche Gegensatz zwischen Näher und Ferner wird schön und bedeutsam (wie in vielen anderen Sprachen, am vollkommensten im Ungarischen), so ausgedrückt, daß das Nähere, welches heller und klarer hervortritt, auch die helleren Vokale, das Entferntere die dunkleren bekommt, z. B. adaj hier, odoj dort u. s. w. — Dagegen liegen die relativen Pronomina, deren Gedeihen eine größere Bildung und Zucht des Denkens voraussetzt, sehr in Trümmern.

Die Zahlwörter haben bei den europäischen Zigeunern ziemlich allgemein einige griechische Zahlen aufgenommen, welche von den alten indischen Stämmen lebhaft abstechen; auch Spuren persischen Einflusses sind sichtbar.

Das Zeitwort hat keinen großen Reichthum an Conjugationsformen. Der Infinitiv fehlt, an seiner Stelle wird eine Umschreibung mit daß te und der dritten Person des Präsens gebraucht. Z. B. statt; Ich habe mir zu essen genommen, lijum man te chall ich habe genommen mir daß er esse. — Auch das Futurum fehlt, an seiner Stelle wird das Präsens des Indicativ gebraucht. — Das Präsens des Indicativs und Conjunctivs, ein Imperfect, ein Perfect und allenfalls ein Plusquamperfect, die beiden letzteren durch die angehefteten Formen des Hilfszeitwortes, ich bin und ich war, gebildet, treten hervor. Der Imperativ hat im Singular eine eigene Form. Drei Participia Passivi zeigen in ihren Endungen, sogar in ihrer Betonung, deutlich die Herkunft von alten Sanskritformen. Ein Passivum und Reflexivum wird durch Verbindung eines dieser Participien mit den Hilfsverben bin (hom) und komme (vava) gebildet. — Die Personal-Endungen sind noch kräftig und volltönend, im Präsens des Indicativ herrscht das a. Bei einzelnen Zeitwörtern sind auch die starken Bildungen durch Wechsel des Stammvocals noch erkennbar. Z. B. dava ich gebe, dijam ich gab, davando gegeben. Gerade beim Zeitwort ist es sehr schwer, ein richtiges Bild seiner Bildungen aus den einzelnen wilden Individuen herauszufragen, welche unsren Gelehrten zufällig in den Weg gekommen sind. Doch kann man wol schon jetzt aus den oft von einander abweichenden Auffassungen der Sammler erkennen, daß die Bildungen des Zeitworts vollständiger und origineller erhalten sind, als man glauben sollte.

Von den kleineren Wörterklassen leben die Präpositionen zahlreich in der Sprache fort, da der Sinn des Volkes für die Verhältnisse des Raumes durch sein Leben stets frisch erhalten wurde. Die Präpositionen stehen entweder mit dem einen der zwei Dative, oder auch mit dem Nominativ, was auch in anderen Sprachen, welche keine kräftigen Flexionen haben, vorkommt. Merkwürdig ist es aber, daß der beim Gebrauch der Präpositionen so wichtige Gegensatz von Ruhe und Bewegung von der Zigeunersprache nirgend bezeichnet wird; auch der Sanskrit und seine indischen Töchter sind in dieser Beziehung unvollkommen. Die Conjunctionen aber, Wörter, bei deren Cultur gesellige Bildung und logische Schärfe ganz vorzüglich thätig sind, erscheinen sehr mangelhaft und wild; viele sind den anderen Völkern genommen, in deren Methode zu denken und zu sprechen sich die einzelnen Banden einlebten.

So erscheint auch der grammatische Bau der Zigeunersprache durchlöchert, ärmlich und verfallen, wie das Leben Aller, welche in dieser Sprache denken, verkehren, lachen und weinen. Die Forschungen von Herrn Pott sind deshalb weniger dankenswerth. Denn der würde irren, welcher glaubte, daß der Hauptnutzen der mühsamen und langwierigen Arbeit gewesen sei, zu ermitteln, in welchem Jargon einige hundert Lumpen und Gauner sich unterhalten; der große Zweck aller Forschungen über die Zigeuner ist: die Gesetze festzustellen, nach welchen die Destitution und Auflösung einer Völkerseele durch übermächtiges Eindringen fremder Culturen vor sich ging, und diese Völkerseele in allen ihren Lebensäußerungen auf der Bahn des Verderbens zu verstehen. Daß die Beobachtungen und Erfahrungen, welche in diesem bestimmten Fall gemacht werden, außerdem anregend und aufklärend auf viele andere Gebiete der geschichtlichen Forschung wirken, versteht sich von selbst. Und die Wissenschaft soll in ihrem Bereich überall keine Räthsel dulden.

Neue Tendenzen der französischen Novellistik.

Die Aufnahme Alfred de Musset's in die französische Akademie wäre als ein charakteristisches Zeichen für die gegenwärtige Stimmung in Bezug auf die schöne Literatur zu betrachten, wenn es überhaupt möglich wäre, für die Handlungsweise dieser berühmten Körperschaft irgend ein festes Princip aufzufinden. Freilich soll sie die Sommitäten jeder beliebigen Richtung in sich aufnehmen, aber das ist ein Begriff, der sich schwerlich einer festen Regel bequemt. Die Akademie hat in früheren Zeiten für die Entwicklung der französischen Literatur eine große Bedeutung gehabt; sie stellte den ununterbrochenen Fortgang der Tradition in den Begriffen vom Schönen dar. Wenn auch in früheren Zeiten gerade die bedeu-